

»Sie reden nur so viel, um mich zu verwirren. Doch das wird Ihnen nicht gelingen, denn der Service im Palais ist um Längen besser.«

Falkenhayn lächelte überlegen. »Und wie wollen ausgerechnet Sie das beurteilen? Wenn das Palais Ihr Zuhause ist, waren Sie dann überhaupt schon Gast im Grand Hotel?«

Elisabeths Wangen brannten vor Scham. Er hatte den Finger genau auf die Schwachstelle ihrer Argumentation gelegt, denn sie kannte das Grand Hotel tatsächlich nur aus den Erzählungen ihres Vaters. »Sie ... Sie sind gemein. Ein hundsgemeiner Kerl«, stieß sie zwischen zusammengepressten Zähnen hervor. »Sie haben mich absichtlich in die Falle gelockt. Ein anständiger Mann würde niemals so mit einer Dame sprechen.«

Das Lächeln auf seinen Zügen erlosch. »Ich habe nie behauptet, ein Ehrenmann zu sein, Fräulein Kuhlmann. Doch wenn Sie mich so nett beschimpfen, fühle ich mich tatsächlich in das Zuhause meiner Kindheit zurückversetzt. Sie haben vorhin nicht übertrieben. Der Service des Palais ist tatsächlich exzellent.« Mit einer angedeuteten Verbeugung drehte Falkenhayn sich um und marschierte Richtung Treppe.

Konsterniert schaute Elisabeth seiner entschwindenden Gestalt hinterher, als sie hinter sich ein lautes Räuspern vernahm. Sie fuhr herum. In der weit geöffneten Wohnungstür stand ihr Vater. »Würdest du dich bitte schleunigst an den Frühstückstisch begeben, Elisabeth! Deine Mutter erwartet dich bereits seit geraumer Zeit.« Seine Stimme klang ernst, doch in seinen Augen blitzte ein amüsiertes Lächeln. Zumindest erschien ihr die morgendlichen Ausflüge nicht übel zu nehmen.

»Sicher, Vater.« Erleichtert schlüpfte sie an ihm vorbei in die Wohnung. Mit dem Groll ihrer Mutter würde sie schon fertigwerden.



Es war ein Fehler, mit der Familie Kuhlmann nach Doberan zu ziehen, dachte Minna traurig, während sie mit Bertha den Frühstückstisch abräumte. Verstohlen zog sie die Nase hoch, die vom Weinen immer noch geschwollen war.

»Lass das bloß nicht die gnädige Frau hören«, sagte Bertha streng. »Sie duldet solch unflätiges Verhalten nicht.« Ungerührt stapelte das erste Stubenmädchen die schmutzigen Teller übereinander, stellte sie auf ein Tablett und trug alles zum Hausaufzug im Nebenzimmer. »Und beeil dich gefälligst. Ich fange schon mal mit dem Zimmer der jungen Fräuleins an.«

Am liebsten hätte Minna ihr die Zunge herausgestreckt, doch sie beherrschte sich. Bertha würde es glatt fertigbringen, sie bei Frau Kolbert, der Kammerzofe von Frau Kuhlmann, zu verpetzen. Dabei hatte sie sowieso schon Angst, dass das gnädige Fräulein sie verraten könnte. Das gäbe bestimmt gehörig Schelte. Fräulein Kuhlmann hatte zwar bisher kein Wort über Minnas Heulerei verloren. Aber konnte man sich auf die junge Herrschaft wirklich verlassen? Minna wusste es nicht.

Die jungen Damen der Familie waren ihr ganz allgemein ein Rätsel. Alle drei lebten wie im Paradies, trugen die herrlichsten Kleider, schliefen in den weichsten Betten, brauchten nicht einen Finger krumm zu machen ... Und doch schienen sie alle nicht

zufrieden mit ihrem Los zu sein. Selbst ohne heimlich an den Türen der Familie zu lauschen, wie Bertha es manchmal tat, hatte Minna mitbekommen, dass die älteste der Schwestern, Fräulein Johanna, zum Kummer ihrer Mutter noch keinen Ehemann erwählt hatte, obwohl es ihr weiß Gott nicht an standesgemäßen Verehrern mangelte. Fräulein Elisabeth, die mittlere, bettelte darum, eine Hotelfachschule besuchen zu dürfen, weil sie sich angeblich langweilte. Und die jüngste, Fräulein Luise, schmolte, weil sie noch nicht alt genug war, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden.

Minna raffte die weißen Damastservietten und die Tischdecke zusammen. Offenbar waren die gnädigen Fräuleins von allen guten Geistern verlassen. Besonders Fräulein Elisabeth. Eine Hotelfachschule! Wozu sollte das gut sein? Wollte sie sich am Ende gar eine Arbeit suchen? Wer hatte ihr denn solche Flausen in den Kopf gesetzt? Hatte sie überhaupt eine Vorstellung davon, wie hart es war, sein Geld selbst zu verdienen? Ganz gewiss nicht! Dabei bräuchte auch sie nur zu heiraten, um abgesichert zu sein. Es ließe sich doch bestimmt ein junger Mann finden, der eine gute Partie wie sie haben wollte, auch wenn sie bei weitem nicht so anmutig und lieblich wie Fräulein Johanna war. Als verheiratete Dame könnte sie weiterhin in Saus und Braus leben. Mehr, als ein paar Kinder zu gebären, würde man nicht von ihr verlangen. Und ob sie ihren Ehemann nun aufrichtig liebte oder nicht, spielte doch keine Rolle.

In Minnas Augen wurde der Liebe sowieso zu viel Bedeutung beigemessen. Meistens handelte es sich dabei um ein kurz aufloderndes Strohfeuer. Nicht dass sie in dieser Hinsicht schon eigene Erfahrungen gesammelt hätte. Aber Minna teilte sich die Kammer mit Bertha, deren wechselnde Verehrer sich schon öfter des Nachts hineingeschlichen und mit ihr im Bett vergnügt hatten. Auch wenn Minna sich bei diesen Gelegenheiten ihre Decke fest über beide Ohren gezogen hatte, war sie nicht umhingekommen, die heißen Liebesschwüre der Männer mit anhören zu müssen. Wenige Wochen später, wenn es sich wieder ausgeliebt hatte, würdigten sich Bertha und ihr jeweiliger Schatz keines Blickes mehr. Und nur an der heftigen Art, mit der Bertha in solchen Zeiten die Böden schrubhte, konnte man erkennen, dass es ihr etwas ausmachte. Nein, auf so viel überflüssigen Jammer konnte sie gut verzichten.

Während Minna die letzten Brösel in ihre hohle Hand fegte und den Mahagonitisch anschließend mit ein paar Tropfen Holzpolitur einrieb, dachte sie darüber nach, dass die einzige Liebe, die ihr etwas bedeutete, die zu ihrer Familie war. Besonders ihre Mutter vermisste sie schrecklich. Das Heimweh hielt sie nachts wach und ließ sie immer wieder in Tränen ausbrechen. Schon in Berlin hatte sie ihre Eltern und Geschwister nur einmal in der Woche an ihrem freien Nachmittag besuchen können. Doch jetzt trennte sie eine schier unüberwindliche Distanz. Zwar schrieb sie ihnen jede Woche einen Brief, aber ihre Mutter schien vor lauter Arbeit kaum Zeit zu finden, darauf zu antworten. In den drei Monaten und fünf Tagen, die Minna bereits in Doberan war, hatte sie erst zweimal Nachricht von ihren Lieben erhalten.

Jeder hatte ihr damals zugeraten, Frau Kuhlmanns Angebot anzunehmen. Denk nur an das schöne Meer und die gute Luft, hatten sie gesagt. Daran, dass du dort in einem großen Hotel und nicht mehr in einer auswärtig gelegenen Privatwohnung arbeiten wirst. Dort gibt es viel Personal, und als Stubenmädchen musst du bestimmt nie wieder

Kaminholz oder andere schwere Sachen schleppen. Letzteres stimmte. Viele der früheren Arbeiten wurden jetzt von anderen erledigt. Außerdem waren die Privaträume der Familie an das zentrale Heizsystem des Hotels angeschlossen und elektrifiziert. Deshalb musste man weder die Kamine fegen noch Kerzen austauschen oder Petroleumlampen neu befüllen. Frau Kolbert brauchte sich auch nicht mehr um die Flecken in der Garderobe der Damen zu kümmern. Das besorgte die Wäscherei. Und das Essen wurde, ohne dass Minna helfen musste, in der großen Hotelküche zubereitet. Trotzdem vermisste sie ihre frühere Stelle. Es war so gemütlich gewesen, nach getaner Arbeit in der großen Küche zu sitzen und zu plauschen. Die dicke Köchin, Frau Huberti, hatte dann immer Tee gekocht und manchmal sogar ein paar Kekse auf den blank polierten Tisch gestellt. Minna hatte sich dort beschützt und zu Hause gefühlt. Alles war ihr so vertraut gewesen.

Jetzt war es anders. Die Mahlzeiten nahm sie mit täglich wechselnden Menschen im Personalraum hinter der Küche ein. Niemand plauderte dort mit ihr oder fragte, wie es ihr ging. Die meisten löffelten ihr Essen schweigsam in sich hinein. Wahrscheinlich hielten sich die Hotelangestellten für etwas Besseres. Hochnäsig bis dorthinaus. Außerdem grinste einer der Pagen sie immer so anzüglich an. Was für ein frecher Kerl! Neulich hatte er ihr sogar auf der Gesindetreppe aufgelauert und einen Kuss verlangt. Obwohl sie ihm eine Ohrfeige gegeben hatte, war er fröhlich pfeifend davongesprungen. Jetzt traute sie sich abends kaum noch aus ihrer Kammer.

Und das Meer konnte ihr erst recht gestohlen bleiben. Um es zu sehen, musste man zuerst mit dem ruckelnden Molli fahren, der Schmalspurbahn, die die Feriengäste von Doberan nach Heiligendamm beförderte. Und dann verstand sie die Lebensmüden nicht, die sich furchtlos in die Fluten stürzten. Sie selbst konnte nicht schwimmen und hatte Angst vor dem tiefen Wasser. Lediglich mit entblößten Füßen war sie einmal in den kalten Wellen herumgewatet. Kein besonderes Vergnügen. Das Strandleben war da schon mehr nach ihrem Geschmack. Es war ganz lustig, den elegant gekleideten Damen und Herren beim Flanieren auf der Promenade zuzusehen. Oder den jungen Knaben beim »Räuber und Gendarm«-Spielen. Aber die Mädchen, die mit im Wind flatternden Zöpfen die Seemöwen mit Brot fütterten, mochte sie nicht anschauen, die erinnerten Minna zu sehr an ihre kleinen Schwestern.

Tag und Nacht kreisten ihre Gedanken darum, wieder nach Berlin zu ziehen. Aber wie sollte sie das anstellen? Ohne eine neue Stelle würde es nicht gehen. Ihre Eltern waren auf den Anteil ihres Einkommens, den sie ihnen monatlich schickte, angewiesen. Ihr Vater hatte nach einem Arbeitsunfall ein steifes Bein zurückbehalten und bekam nur noch Almosen. Ihre Mutter wurde wie alle Frauen in der Fabrik mit der Hälfte des Gehalts der männlichen Arbeiter abgespeist.

Minna legte das Tuch zur Seite und hielt für einen Moment inne. Würde die gnädige Frau ihr ein Zeugnis geben, das gut genug war, um sich damit auf eine andere Stelle bewerben zu können? Bertha hatte erzählt, dass es neuerdings eine Agentur in Berlin gab, die Hauspersonal für die feine Gesellschaft vermittelte. Ob es da wirklich seriös zugeht?

In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Frau Kuhlmann trat ein. Sie war trotz ihres fortgeschrittenen Alters eine elegante Erscheinung. Doch der Blick aus ihren blauen Augen war ungehalten. Mit der Andeutung eines Knickes hob Minna die Servietten und die Tischdecke auf, die sie vorhin achtlos auf den Boden geworfen hatte.

»Was trödelst du hier herum?«, fragte die gnädige Frau mit schneidender Stimme. »Mein Mann erwartet den Kommerzienrat Schneider und zwei weitere Gäste zu einem privaten Mittagessen, bis dahin müssen alle Zimmer gemacht sein. Anschließend wirst du Bertha beim Servieren helfen.«

»Sehr gern, gnädige Frau«, antwortete Minna leise und stahl sich so schnell wie möglich aus dem Zimmer. Wie hatte sie sich nur Hoffnungen auf ein gutes Zeugnis machen können? Frau Kuhlmann würde sie undankbar und nutzlos schimpfen, wenn sie ihr damit käme, zurück nach Berlin zu wollen. Ihr Schicksal war besiegelt. Sie würde hier für viele Jahre festsitzen. Ohne ihre Familie. Minna spürte, wie ihr bei dem Gedanken erneut die Tränen in die Augen schossen.



»Und die Herren kommen geradewegs aus Hamburg?«, erkundigte sich sein Vater und führte die kleine Gesellschaft gemessenen Schrittes durch das belebte Hotelfoyer. Mit ein paar Metern Abstand, um nicht in eine Unterhaltung verwickelt zu werden, folgte Paul als Schlusslicht.

»Nein, wo denken Sie hin, mein lieber Kuhlmann«, antwortete Graf von Seitz, ein asketisch aussehender Mittfünfziger mit Monokel und schütterem Haar. »Die Deutsche Kolonialausstellung hat bereits im Juni stattgefunden. Seitdem haben Schneider und ich uns um unsere Geschäfte in Berlin gekümmert. Wenn man wie wir so viele Monate im Jahr in Deutsch-Südwestafrika verbringt, muss man von Zeit zu Zeit zu Hause nach dem Rechten sehen.«

Sein Vater hatte darauf bestanden, dass Paul als Juniorchef des Hotels an dem Mittagessen mit den Vertretern der Deutschen Kolonialgesellschaft teilnahm. Das war die Quittung für seine erneute Weigerung, die Hotelfachschule zu besuchen. Dabei wusste Vater ganz genau, wie unwohl sich Paul bei solchen Anlässen fühlte. Die eingeladenen Geschäftspartner erwarteten jedes Mal, dass er große Reden schwang, sich mit Bilanzen und Belegungsraten auskannte oder zumindest ein charmanter Gastgeber war. Doch nichts lag ihm ferner. Stattdessen fühlte sich sein Hemdkragen plötzlich zu eng an, und er spürte, wie ein kleines Rinnsal Angstschweiß zwischen seinen Schulterblättern versickerte. Das heutige Mittagessen hatte da keine Ausnahme gebildet, obwohl sich die zwei anwesenden Wirtschaftskapitäne, Graf von Seitz und Kommerzienrat Schneider, ebenso wie ihre Sekretäre als ganz sympathisch herausgestellt hatten. Glücklicherweise war die Mahlzeit ohne Zwischenfälle verlaufen, und jetzt mussten Vater und er nur noch die im hinteren Teil des Hotels gelegenen Ball- und Bankettsäle mit den Gästen besichtigen. Danach wäre er von allen lästigen Pflichten erlöst.

Im Gegensatz zu ihm selbst war sein Vater nie um ein Gesprächsthema verlegen. Während er schwungvoll die Tür zum kleinen Bankettsaal öffnete, fragte er: »Ich nehme an, die Ausstellung war ein voller Erfolg?«

Der graue Backenbart von Kommerzienrat Schneider zuckte nervös, als er die Schwelle überschritt. »Leider nein. Wir konnten nicht genügend Interesse wecken und haben nur ein knappes Dutzend neue deutsche Siedler angeworben.«

»Dazu nur junge Männer. Dabei müssen sich erst einige Tausend Familien dort draußen eine zweite Heimat schaffen, bevor die Kolonie zu dem wird, was sie werden soll und kann ... ein herrliches Neudeutschland«, ergänzte der Graf und betrachtete interessiert die festlich eingedeckten Tische. »Für wie viele Leute ist der Raum gedacht?«

»Für einhundertfünfzig«, antwortete Paul mechanisch. »Im großen Saal können wir bis zu dreihundert Gäste bewirten.«

Sein Vater nickte zustimmend, bevor er sich erkundigte: »Es fehlt den Siedlern an Frauen?«

»Leider ja«, erwiderte Kommerzienrat Schneider und folgte ihm in den großen Bankettsaal, der über eine wunderschöne, mit Rosetten und Zierleisten reich geschmückte Stuckdecke verfügte. »Freifrau von Liliencron, eine gute Freundin meiner Gattin, die den Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft gegründet hat, versucht deshalb schon seit Jahren, unverheiratete und sittlich einwandfreie Frauen zum Auswandern zu überreden. Doch das Angebot wird leider nicht ausreichend genutzt, und die Freifrau macht sich große Sorgen, dass die auf sich allein gestellten Männer verrohen könnten. Es gibt Berichte, nach denen der Alkoholgenuss auf den Farmen überhandnimmt und ...«, er senkte die Stimme, »... die Mischlingsbevölkerung bedeutsam anwächst.«

»Sie meinen ...?« Offenbar scheute sich sein Vater, die Frage auszuformulieren.

»Ja, genau. Dabei sind solche Ehen strengstens verboten.« Auch Schneider schien das Thema äußerst unangenehm zu sein.

Von Seitz schüttelte angewidert den Kopf und meinte abschließend: »Es gibt tatsächlich Männer ohne jedes Ständebewusstsein.«

Während die Herren seinem Vater noch einige Fragen zu den möglichen Tischkonfigurationen stellten, wunderte sich Paul insgeheim. War es nicht völlig utopisch, mit mehr Interesse zu rechnen? Allein bei der Vorstellung, nach Afrika auszuwandern, wurde ihm mulmig zumute. Wie furchtlos oder verzweifelt mussten Männer und Frauen sein, die sich in dieser ungastlichen Wildnis ein neues Leben aufbauten? Zwar hatte die deutsche Schutztruppe wohl inzwischen alle Aufständischen unter Kontrolle gebracht, aber die Hitze, der Dreck und das Fehlen jeglicher Kultur mussten ein Leben auf diesem fremden Kontinent zu einer furchtbaren Strapaze machen.

»Tatsache ist, die Deutsche Kolonialgesellschaft benötigt unbedingt mehr Farmer, Männer und Frauen, für den wenig erschlossenen Süden. Und deshalb kam uns die Idee, durch Kolonialbälle zusätzliches Interesse zu wecken. Mein Sekretär Julius Falkenhayn ...«, von Seitz blickte auf den dunkelblonden jungen Mann zu seiner